

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1930

58 (8.3.1930) Wissenschaft und Bildung Nr. 10

„Mübelos“

(Übertriebene Wirtschaftsreklame)
Irene Schmahl-Wolf (Wien).

Von Plakatwänden, aus Zeitungsinserten, aus verführerisch aufgemachten Auslagen, aus Broschüren und Prospekten, die ins Haus gefandt werden, schreit, beschwört, säufelt es uns entgegen: „Willst du deine Wirtschaft mübelos führen, so verwende nur —!“

Kein Wort gegen die wirklichen Arbeitserleichterungen! Wundervoll so ein Eisschrank, der nicht täglich von schmutzigem Wasser gereinigt werden muß, der nicht fliegt, nicht rinnt, von der Pünktlichkeit oder Unpünktlichkeit des Eiszutragers unabhängig macht. Herrlich der Gasherd, der nicht raucht, nicht schlaft, stets gebrauchsfertig ist. Gesegnet die Waschmaschine und die gar lösenden Seifenbestandteile, die einen Teil menschlicher Mühe auf sich nehmen. Das gleiche gilt vom Staubsauger, von der elektrischen Parkettbürste, vom Küchenmotor, der die Reibe- und Schneidmaschinen treibt, die man bisher mühsam mit der Hand drehen mußte und in Millionen Wirtschaften noch heute drehen muß, weil sich der Motor leider für kleine Haushaltungen nicht rentiert. Kein Wort gegen den Erfindungsgeist, der nicht müde wird, immer neue Erleichterungen zu erfinden und auszugestalten. Die Hausgehilfin wird überflüssig, die Bedienerin, die Wäscherin — alles macht sich von selbst!

Wirklich? Tut es das? Für Naive, Optimistische und Leichttentäuschte, die dann das Kind mit dem Bade ausgießen und von den neuen Erfindungen überhaupt nichts mehr wissen wollen, ist eine kleine Richtigstellung gewiß am Platze.

So enttäuschend der Gasherd auch ist, er erspart nur die Arbeit des Heizens, nicht aber die des Kochens. Kochen ist trotz aller Arbeitserleichterungen noch immer eine Beschäftigung, die viel Übung, Aufmerksamkeit und hundert Handreichungen erfordert, für die es vorläufig noch keine Maschine gibt. Auch nicht für hübsches Anrichten, für Servieren, Abheben und die Reinigung des Geschirrs. Der Spültisch mit fließendem warmem Wasser bietet zweifellos große Vorteile, aber Fettreste und anklebende Kruste lassen sich zumeist nur durch Sodawasser und sachgemäße Behandlung mit irgendwelchen Putzmitteln entfernen. Auch wäscht der Spülapparat weder Möbel noch Fußböden blank — eine Vervollkommnung, die erst noch erfunden werden muß.

Der Staubsauger und die Parkettbürste mit elektrischem Antrieb sind ausgezeichnete Helfer bei der Zimmerreinigung, aber sie müssen von einer kräftigen, geschickten Hand gelenkt werden, um ihre guten Eigenschaften voll zu entwickeln. Der Arbeitsvorgang ist selbstverständlich minder anstrengend als Kloppen und Bürsten, aber er erfordert, bei gründlicher und sachgemäßer Durchführung, ebensoviel Zeit, Geduld und Ausdauer. Wer behauptet, daß das Aufräumen der Wohnung mit dem Staubsauger, ein Kinderpiel sei, „mübelos“ zu bewältigen, übertriebt mit Absicht oder beweist wenig Praxis. Die Matratzen müssen gewendet, die Betten gelüftet und geordnet werden, und weder Staubwischen noch Möbelputzen, Bilderabnehmen und Fensterputzen macht sich von selbst.

Auch die Waschmaschine, die den leidigen Wäschtag ersparen hilft, hat gewiß große Vorteile. Kein Rumpeln,

kein Bürsten, keine mühsame Handhabung der schweren Wäschestücke — herrlich! Allerdings, kalt eingeseift muß die Wäsche vorher trotzdem werden, außerdem nimmt die normale Maschine nur eine beschränkte Kilozahl auf, so daß mit der Erleichterung des Wäschtags seine Häufigkeit Hand in Hand geht. Am Spülen, Bringen, Aufhängen und Bügeln kümmert sich die Waschmaschine nicht mehr — es wäre auch zu viel von ihr verlangt. Das elektrische Bügeleisen arbeitet vorzüglich. Man erspart das umständliche Auswechseln des Stahls und hat stets gleichmäßige Wärme in Verbindung mit reinlichster Handhabung. Aber Spritzen, Zusammenlegen, Rollen und Bügeln muß die geschickte, arbeitsgewohnte Hand tun — sie legt die garten Säumchen, sie steift Kragen und Manschetten, sie gibt den Wäschestücken die gefällige Form, mit der sie in den Kästen geordnet werden. All dies kann die erfreulichste Arbeit von der Welt sein — und wen würde es nicht freuen, ein zierliches, reinliches Stück nach dem anderen leicht und gut durch die Hand gehen zu sehen? — aber sie beansprucht ihre Zeit, und niemand kann behaupten, daß sie „mübelos“ ist.

Erfahrene Hausfrauen wissen meist genau, was sie von Anpreisungen und Versprechungen zu halten haben, wieviel wirklichen Nutzen sie aus der Sache ziehen können und wieviel auf Rechnung der Reklame zu setzen ist. Bedauernd ist nur das Heer der Enttäuschten. Die wirtschaftsungeübten Frauen, die mit großen pekuniären Opfern, womöglich auf Raten, die teuren Apparate anschaffen, hoffend, daß sie dadurch Haushilfe und Wäscherin ersparen und neben ihrem Beruf, den Haushalt spielend bewältigen können; die jungen Mädchen, die sich nie um Hausarbeit gekümmert haben und es auch nicht nötig zu haben glauben, weil man ja mit Hilfe der modernen Gerätschaften, das bisherige Wirtschaftsmühsal erlebigen kann; die jungen Ehemänner, die solche Frauen heiraten und nun die Gefährtin, mit der sie so hoffnungsvoll die Gemeinschaft schlossen, hilflos vor den Anforderungen des Alltags verlagen sehen. Vor Anforderungen, zu deren Befriedigung es eben doch nur eine einzige Maschine gibt — die vielgeschmähte Hausgehilfin, die kochen, räumen, waschen und die arbeitserleichternden Maschinen mit kundiger Hand lenken kann.

Will und muß man auf sie verzichten — wie dies in Amerika, wo menschliche Arbeitskraft zu teuer kommt, längst der Fall ist — so darf man sich nicht auf die Verheißungen der Reklame verlassen. Mübelose Hauswirtschaft gibt es nicht, ebensowenig wie mübelose Fabrik- oder Büroarbeit. Die Amerikanerin, der, im Lande der Erfindungen, die meisten wirtschaftlichen Behelfe zur Verfügung stehen, auch Müllschlucker und Dumbwaiter (Warenaufzug), weiß das genau. Sie ist es nicht anders gewohnt, als daß Arbeit geleistet werden muß, daheim, in dem Office, in Büro und Geschäft, es ist ihr ebenso selbstverständlich, wie die Forderung, daß zu dieser Arbeit die vollkommensten, zeit- und kraftraubenden Geräte verwendet werden.

Zeit- und Kraftökonomie sind zur Rationalisierung nötig, sowohl der Volks- als auch der Hauswirtschaft. Man mache sich die modernen Arbeitserleichterungen so weit als möglich zunutze, aber man erwarte und fordere nicht Dinge von ihnen, die sie nicht leisten können. Gott sei Dank, es ist noch ein weiter Weg bis dahin, wo der Mensch und seine Arbeit völlig überflüssig sein werden.

Das Geheimnis der schlanken Linie in England

Von Liesbet Dill

Das erste Frühstück besteht in England aus mindestens fünf warmen Gängen: Einem Teller Haferbrei, Porridge, gebackenem Fisch, Schinken mit Eiern, gerösteten Tomaten auf Speck oder Toast, frischem Obst. Tee mit Toast, Orangemarmelade und Butter... Häufig bekommt man schon um sieben Uhr früh ins Schlafzimmer das sogenannte „kleine Frühstück“ gebracht, Tee, Weißbrot und Kaffee.

Man ißt zweimal täglich Suppe, mittags zum Lunch und abends, keine Dame würde auf ihren Fünfpfunder verzichten, weder der Herr auf seinem Büro, noch die Golfspieler auf den Weiden, noch der Reisende im Zug oder der Arbeiter zu Hause. Und die Abendmahlzeit besteht wieder aus vier warmen Gängen: Suppe, Fisch, ein Fleischgericht, Süßspeise, Butter, Käse und Obst und Kaffee nachher im Salon.

Die Engländerin vermeidet durchaus keine Flüssigkeit. Sie trinkt morgens und nachmittags ihren Tee und abends ihren Kaffee... Sie ißt Suppe, Kartoffeln, Mehlspeisen und Süßigkeiten und sehr viel Brot, und doch bleibt sie schlank. Man sieht auf der grünen Ziel nie einen Bauch und selten eine starke Dame. Alle Jungen sind schlank und bleiben es bis ins hohe Alter. Dicks Leute gibt es nicht. Wie kommt das? Die Engländer bewegen sich kaum mehr, als wir heute. Besonders die Damen. Sie stehen morgens schon später auf als die deutsche Hausfrau, sie frühstücken vielfach im Bett und halten nach dem Essen eine „Schönheitsstunde“. Hausarbeit machen sie fast gar keine. Also mehr Bewegung haben sie kaum. Die Frau ohne Bedienung macht sich das Leben leichter als die deutsche Hausfrau. Und die englischen Herren nehmen Rücksicht auf die Herren ihrer Frauen und ordnen sich der Hausordnung unter. Ihre Mahlzeiten finden pünktlich statt. Zwischenmahlzeiten, ein Warten auf verspätete Hausherren gibt es nicht. Der Gong ruft das ganze Haus zur selben Zeit an den gedeckten Tisch. Der Hausherr betrachtet sein Haus nicht als ein Restaurant, in dem er zu jeder Stunde eine warme Mahlzeit bekommt. Das Hauspersonal ist an Pünktlichkeit gewöhnt. Die Mahlzeiten drüben haben schon äußerlich durch einen festlich gedeckten Tisch und hübsch angerichtete Speisen etwas Feierliches und Wichtiges.

Eigentlich müßte unsere Systemlosigkeit der reich genommenen, unregelmäßigen Mahlzeiten eher schlankmachend wirken und das englische geruhige Leben dick. Aber es ist umgekehrt. Man best sich nicht ab, man nimmt sich Zeit zum Morgenbad und zum Frühstück. Diesen aufreibenden Kampf um einen Stehplatz im vollen „Bus“, oder um in einer besetzten Straßenbahn einen Platz auf der Plattform zu finden, gibt es nicht. Es fahren eben mehr Omnibusse und Bahnen hier.

Der Arbeitstag läßt auch dem Engländer keine Stunde zum Sport frei. Das tun die „Etonkicker“ in ihren Schulpausen, die Internate und Damenpensionate, die ihre grünen Sportplätze hinter den Schulhäusern haben. Die Hausherren kommen selten vor sechs Uhr aus dem Geschäft nach Hause, dann zieht man sich um zum Abend-

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Ditsee-Tunnels?

Die jetzt wieder aufgenommenen Erörterungen über die Frage des Baues eines Tunnels von England nach Frankreich unter dem Kanal haben auch ähnliche Pläne, die bereits vor zwei Jahrzehnten auftraten, für die Ditsee wieder aufleben lassen. So hat bereits im Jahre 1908 der dänische Landinspektor Orth einen Plan zur Untertunnelung des großen Beltes ausgearbeitet, der damals längere Zeit das öffentliche Interesse auf sich zog. Die für die Durchführung nötigen Mittel wurden damals auf 25 Mill. Kronen geschätzt. Dieses Projekt taucht jetzt wieder auf und wird vornehmlich in der dänischen Presse lebhaft erörtert. Die Fachkreise allerdings stehen dem Großen Belt-Tunnelbau mit wenigen Ausnahmen sehr skeptisch gegenüber. Abgesehen von den gewaltigen Kosten, die dieser Bau verursachen würde — und sie wären infolge der mittlerweile erfolgten Geldentwertung wesentlich höher, als im Jahre 1908 — wird noch eine ganze Reihe anderer Einwände erhoben. Professor Lundbye vom Polytechnikum Kopenhagen, ist der Ansicht, daß der Tunnel zwar eine technische Glanzleistung darstellen, aber wirtschaftlich absurd sein würde, denn vom Vorhandensein des Tunnels dürfte keine derartige Zunahme des Verkehrs zu erwarten sein, die den Bau rechtfertigte. Weiterhin würde der Lehmbojen des Großen Beltes aber sehr hohe Anforderungen an die moderne Technik stellen, da ganz außerordentliche Schwierigkeiten zu überwinden sind. Be-

deutend wirtschaftlicher als der Tunnel unter dem Großen Belt dürfte dagegen die Untertunnelung des Fehmänn-Beltes sein, da er die große internationale Verkehrslinie Paris—Rotterdam—Hamburg in direkter Linie nach Kopenhagen fortsetzen und die dänischen Inseln ohne Umweg direkt mit der europäischen Hauptmasse verbinden würde. Für dieses Projekt spricht auch die für einen Tunnelbau geeignete Beschaffenheit des Untergrundes dieses Meeresteiles. Von diesen Gesichtspunkten aus wird auch der Plan eines Tunnelbaus zwischen Kopenhagen und Malmö erörtert. Allerdings dürfte auch hier die zu erwartende Ausbeute nicht den Bau rechtfertigen. Als abwegig ist auch der Gedanke zu bezeichnen, der in letzter Zeit deutsche Kreise beschäftigt, Deutschland und Schweden-Norwegen durch einen Tunnel zu verbinden, der seinen deutschen Ausgang etwa in Saknüz und seinen schwedischen bei Trälleborg hätte. Weder der Güter- noch der Personenverkehr mit Schweden und Norwegen ist aber so groß, daß eine Untertunnelung der Ditsee auf einer so großen Strecke, die etwa der Untertunnelung des Kanals entspricht, zu seiner Bewältigung nötig ist. Allerdings ist es richtig, daß bei Vorhandensein eines Tunnels Verkehrskatastrophen, wie im letzten Winter infolge des Zufrierens der Ditsee, vermieden würden. Aber schließlich sind Winter, wie der vergangene, sehr selten, und in den anderen Jahren bereitet der Eisgang dem Transportverkehr wenig oder gar keine Schwierigkeiten. Somit ist also kaum mit der Durchführung irgendeines der oben entwickelten Ditsee-Tunnelprojekte in den nächsten Jahren zu rechnen. Allerdings bedeutet dies nicht, daß in einigen Jahrzehnten trotzdem diese Tunnel oder einer von ihnen gebaut

werden wird. Schließlich geht der Gedanke des Kanal-tunnelbaues auch bereits in die napoleonische Zeit zurück, und es hat 120—130 Jahre gedauert, bis ihn selbst die englischen Konservativen als vorteilhaft ansahen.

Blutdruckmessung während der Operation

Um während der Operation Komplikationen schwerwiegender Art zu vermeiden, benutzt man neuerdings in Amerika eine besondere Methode der Dauerblutdruckmessung, d. h. die Versuchsanordnung ermöglicht jederzeit ein Bestimmen des augenblicklichen Blutdrucks. Bisher verwendete man hauptsächlich eine Gummistaubbinde, die um den Oberarm gelegt und solange aufgeblasen wird, bis der Puls am Handgelenk des betr. Armes nicht mehr zu fühlen ist. Ein Manometer, das mit dem Gummischlauch in Verbindung steht, welches also den Druck in dieser Gummibinde anzeigt, zeigt dann auch den Blutdruck an. Die neue Methode läßt demgegenüber genauere Bestimmungen zu. Und zwar benutzt man jetzt das Hörrohr, weil durch das Klopfen der Arterterie im Ellenbogen, das man aber sehr gut hören kann, für den höchsten und niedrigsten Blutdruck genauere Werte gefunden werden. Man hat also bei einer Operation eigentlich nichts weiter zu tun, als ein Hörrohr — und unsere modernen Schlauchhörrohre eignen sich ganz ausgezeichnet dazu — dauernd in der Ellenbeuge zu stationieren. Das kann man mit ein paar Gipsplasterstreifen, welche die Kapfel des Hörrohres befestigen. — Jederzeit ist es so möglich, über den augenblicklichen Blutdruck des Patienten ein genaues Bild zu bekommen; sinkt er z. B. unter 80 Millimeter Quecksilber, so besteht große Gefahr für eine Ohnmacht, welche natürlich sofort bekämpft werden muß.

essen, und nach dem Diner rührt kein Engländer mehr etwas an. Dann sitzt man beim Kaffee am Kamin.

Also, was kann es mir sein, daß sie so schänt erdält, trotzdem? Ist es Anlage, ist es das Klima, ist es die Kaffe, oder „geht“ die Seelust so sehr?

Ich glaube, es ist das Geheimnis ihrer Küche, die so gewürzlos ist, daß man nie viel von den einzelnen Gerichten ist. Ihre Suppen enthalten weder Fett noch Kraft. Die Fische werden nur trocken gebacken, ohne Butter, ohne Kartoffel noch Mayonnaise, nur eine Zitronenscheibe darauf. Die Engländer verstehen die Kunst, die Braten so zuzubereiten, daß man mit verbundenen Augen keinen Hammel vom Roastbeef, kein Filet vom Kalb unterscheiden könnte. Sie braten gewöhnlich eine Kiefernkeule, von der man einfach Scheiben abschneidet, bis sie Samstag verschwindet, um dem Sonntagshammel Platz zu machen... Es ist immer dasselbe Roastbeef, derselbe kalte Hammel, derselbe Schinken, immer dasselbe Gemüse, in Wasser, salzlos abgekocht, ohne Zutaten, ohne Gewürze und ohne Butter oder Fett.

Ist es die Zeit des Blumenkohls, bekommt man täglich Blumenkohl. Ist man in die Bohnen geraten, gibt es täglich grüne Bohnen, in Salzwasser abgekocht, oder trocken abgekochte Erbsen. Der Salat schmeckt wie Gras. Bratkartoffeln sieht man nie. Zur Mittagsstunde riecht ganz England nach „Ships“, in Fett gebackene Kartoffelscheiben. (Kommt aber nur für Restaurationsküche in Betracht.) Meist gibt es durchgetriebene Kartoffeln, trocken in die Schüssel gerieben.

Das Geflügel sieht wie Kalbfleisch aus und schmeckt auch so. Als Beilage ein Kompott aus der Konfervenbüchse. Die Konfervendose ist der Engländerin überhaupt sehr sympathisch. Einzumachen fiele keiner englischen Hausfrau ein.

Was man ungern ist, schlägt auch nicht an. Nur was man mit Genuß isst, macht stark.

Der Nachtisch besteht meist aus einer „Pie“, aus dünnem Blätterteig mit frischem Obst gefüllt, im Backofen gebacken, die heiß auf den Tisch kommt. Das ist das Beste von der ganzen Mahlzeit. Da aber in England alles nur einmal gereicht wird, bekommt man von dem einzigen also, was die machen könnte, so wenig, daß das auch nichts schadet.

Der Käse wird mit Kafes gereicht, kein Rumpstücker noch Schwarzbrot. Man isst nur weißes Brot und Kafes, die wie Luft schmecken... Diese gewürzlose Kost macht nicht durstig. Der Engländer trinkt eigentlich nur Wasser. Die Wasserflasche steht in jedem Hotel vor dem Gast, und im eigenen Hause trinkt man das ganze Jahr weder Bier noch Wein. Die Engländer sind nüchtern, nicht aus Zwang, sondern weil es ihnen besser bekommt und sie bei der salzlosen Kost den Alkohol nicht nötig haben. Wenn sie Durst haben, trinken sie Limonade. Alkohol macht stark, schwemmt auf. Besonders Bier. Wann sieht man einmal in England ein Bierrestaurant? Sonntags setzt sich der Bürger in „Teegärten“ statt in Biergärten. Es gibt keine „Frühstücker“, keine „Dämmerstücker“, keine „Stammische“ oder gemütlische Weintuben, in denen man „kneipt“... Das englische Me schmeckt den Engländern, die einmal deutsches Bier getrunken haben, auch nicht mehr. Sie sind sehr mäßig. Und nüchtern aus Neigung.

Es fehlen der englischen Küche alle legierten, fettreichen, gehaltvollen Suppen, Hülsenfrüchte, fette Würste, in Butter gedämpfte Gemüse, Rahmsaucen, Bratkartoffeln und Kartoffelbrei, Kartoffelsalate. In ihrem Salat ist kein Öl, am Blumenkohl keine Butter. Die Erbsen sind trocken, die Bohnen nur abgekocht, der Reis wird perl-troden serviert und Mayonnaise gibt es nur ausnahmsweise. Es fehlen der englischen Küche also alle fettreichen

und fettmachenden Gerichte. Schlagjahre habe ich nie gesehen.

Zum Frühstück gibt es Handkuchen Butterbrötchen und englischen Kuchen, keine fetten Kaffeekekse, keine süßen, mit Marzipan oder Zuckerguß überzogenen, mit Schlagjahre oder Buttercreme gefüllten Torten. Aber viel Obst, als Salat, als Füllung der Kuchen, frisches Obst, gekochtes und gebackenes... Fette Pfannkuchen und Reibekuchen kennt man kaum. Je gewürzloser gekocht wird, desto weniger wird auch gegessen.

Und darin liegt des Nüssels Lösung, weshalb die Engländer, trotz ihrer uneingeschränkten Mahlzeiten, ihrer nicht übertriebenen sportlichen Betätigung, die wir ja längst auch übernommen haben, so schlank bleiben, ohne Vadekuren und ohne sich zu fasten... Ihre Küche ist eine angenehme Entziehungskur.

An diesen schöngedeckten, blumengeschmückten Tafeln, in ihren so wohlhüllig und stilvoll eingerichteten Speise-zimmern, vor diesen hübsch angerichteten Gerichten in altenglischem, blauweißem Porzellan, bedient von so nett uniformierten, weißbehäubten Hausmädchen, kann man vergessen, was man genießt. Man gewöhnt sich rasch an diese leichte Kost.

Die Schlankheit der Engländer ist das Geheimnis ihrer Küche, der Einfachheit und der Regelmäßigkeit ihres Lebens...

Die Seele des Kindes

Von Dr. W. Binoff, Berlin-Steglitz.

(Schluß)

Was von dem Spielalter des Kindes gilt, das gilt erst recht von der Schulzeit. Die Schule stellt für das Kind den Beruf dar, sie nimmt das Kind in jeder Beziehung, körperlich, geistig und seelisch, mindestens ebenso stark in Anspruch, wie es der Beruf beim Erwachsenen tut, und so kennt das Kind in genau demselben Ausmaß berufliche Sorgen wie wir, und es ist daher sicherlich falsch, wenn man die Sorgen des Kindheitsparadieses gleichsetzt mit den Sorgen der Schule. Oft genug werden diese Sorgen und Ängste noch durch den übertriebenen Ehrgeiz wohlmeinender, aber verständnisloser Eltern und Erzieher vergrößert. Gewiß liegt in einer großen Gelehrsamkeit und strengen Erziehung ein Kapital, aus dem sich im Leben manches herausklopfen läßt. Aber wir sollten demgegenüber doch auch das Glück und den Trost des Kindes nicht zu gering einschätzen. Eine glückliche Kindheit ist vielleicht eher geeignet, einen Menschen stark und siegreich in den Lebenskampf zu schicken als eine Überlastung mit Wissen und Können, unter der das Gemüt des Menschen verbittert und erhärtet ist, und die Erziehung an eine glückliche und frohe Kindheit kann sicherlich manchen Mangel an Wissen aufwiegen.

Ihren bedeutungsvollen und ehrfürchtig gebietenden Ausdruck hat kindliche Seelennot in der Entstehung und Gründung des Wandervogels und der aus ihm hervorgegangenen Deutschen Jugendbewegung gefunden. Man mag über die Jugendbewegung und deren Stellungnahme zu den einzelnen Problemen denken wie man will, man mag ihr wegen der unläugbaren Auswüchse, die sie in der Nachkriegszeit gezeigt hat, ablehnend gegenüber stehen; das eine wird man nicht leugnen können, daß es keine glückliche Jugend sein konnte, die bewußt eigene Wege zu gehen suchte, die den Mut, und man muß wohl sagen, den Mut der Verzweiflung aufbrachte, die Jüden zu zerreißten, die sie an überkommene Lebensgewohnheiten, an Schule und Elternhaus banden, so schmerzlich ihr dieser Mut selbst war. Nein, eine glückliche Jugend war es sicher nicht, die zu dieser Selbständigkeit getrieben wurde, sondern aus dem schmerzlichen Gefühl heraus, in

ihrem tiefsten eigenen Wesen unbefriedigt und unversanden zu sein, hat sich die Jugend zu diesem Schritt aufge-gerafft, der letzten Endes, wie alle von ehrlichem Willen getragenen Taten, zum Segen wurde.

Aber auch wenn wir von all den Nöten und Sorgen absehen, die das heutige Leben mit seinen Anforderungen und seinen äußeren Verhältnissen der Jugend bringt, so bleibt doch immer noch eine naturgegebene und daher unabänderliche Quelle übrig, die das Glücksgefühl des Kindes dauernd trübt. Der Schöpfer der Individualpsychologie, Alfred Adler, hat uns gezeigt, daß in jedem Menschen von Geburt an ein Gefühl vom dem Wert seiner Persönlichkeit, das sogenannte Selbstgefühl, schlummert, daß jeder Mensch das intuitive Bestreben hat, sein Selbstgefühl zu steigern, zu fördern und in den Vordergrund zu stellen, den sogenannten Geltungsbereich, und daß auf der anderen Seite aus einer Beeinträchtigung dieses Selbstgefühls ein sogenanntes Minderwertigkeitsgefühl entstehen kann, das man jederzeit zu einem gesteigerten Geltungstrieb Anlaß gibt. So sehen wir hier Spannungen zwischen Minderwertigkeitsgefühl einerseits und Geltungstrieb andererseits entstehen, die den Träger zu schwersten, oft unbewußten seelischen Konflikten führen könnten. Unter einem solchen Minderwertigkeitsgefühl leidet aber fast jeder von den Tagen seiner frühesten Jugend an; denn der junge Mensch ist tatsächlich dem Erwachsenen gegenüber in jeder Beziehung minderwertig, und dieser Zustand wird ihm im großen und im kleinen tagtäglich vor Augen geführt. Das Kind ist nicht nur der körperlich schwächere, sondern es ist dem Erwachsenen gegenüber auch der entrechtete und absolut rechtlose Mensch, der selbst über die kleinsten und primitivsten Dinge seines täglichen Lebens nicht frei und selbständig, wie der Erwachsene, bestimmen darf, der seinen Willen stets unterzuordnen hat unter den Willen eines Mächtigeren; das Kind hat stets nur die Pflicht zu gehorchen, und nirgends das Recht zu befehlen; und das alles erlebt der Mensch in einem Alter, wo seiner ganzen seelischen Entwicklung nach sich der Geltungstrieb, der Wunsch nach Freiheit und Selbständigkeit besonders gebieterisch einstellt.

So viele kleine Untaten, die wir bei Kindern beobachten können, wie etwa die bekannten Tierquälereien, die seelische Rohheit gegenüber schwächeren und jüngeren Spielkameraden, alles das sind äußere Anzeichen dieses Geltungsbetriebes, sind Ausflüsse des einen heißen Wunsches, befehlen und selbst handeln zu können, und so wie im Kleinen macht sich auch im großen dieser Wunsch nach einer stärkeren Selbstgeltung bemerkbar; das Kind leidet bewußt unter dem Gefühl seiner Minderwertigkeit, und es entstehen daraus Konflikte und Wünsche im Leben des Kindes, die oft genug ihre Schatten noch in viel spätere Jahre hineinwerfen, wo sie, für den Betroffenen selbst unbewußt, zu nervösen oder sonstigen Gesundheitsstörungen führen können, die aber in jedem Falle nicht geeignet sind, das Leben des Kindes in paradiesischer Glückseligkeit und Wunschlosigkeit verlaufen zu lassen, und die es uns erklären machen, daß das Kind den Tag, an dem es selbständig ins Leben eintritt, nicht so schwarz sieht, wie die Erwachsenen es ihm zeigen wollen, sondern der ihm im Gegenteil verklärt ist von der Sonne einer lange ersehnten und bestimmt erwarteten Freiheit.

Man hat nun zur Stützung der Hypothese von dem Glück der Kindheit immer wieder ins Feld geführt, daß das Kind keine materiellen Sorgen kennt. Es ist sehr bezeichnend für den modernen Materialismus, daß man dies allein als Kriterium für Freud und Leid eines Lebens hingestellt hat. Es ist den meisten Erwachsenen unserer Tage undenkbar, daß ein Leben unter materiellen Sorgen dennoch innerlich befriedigend und glückbringend sein kann, und daß auf der anderen Seite materieller Wohlstand noch nicht ein wirklich inneres Lebensglück verbürgt. Die Jugend empfindet aber auch in unseren Tagen erfreulicherweise im allgemeinen weniger materiell — idealer. Wenn es auch richtig ist, daß die Jugend meist von Sorgen um das tägliche Brot noch frei ist — wir wollen von den traurigen Fällen, in denen auch Kindern diese Sorgen schon zu schaffen machen, absehen —, so ist damit doch absolut nichts gesagt über das Seelenleben des Kindes. Es würde im allgemeinen ganz gern etwas materielle Not und Sorge in Kauf nehmen, wenn es dafür in anderen Beziehungen, die ihm seelisch viel mehr am Herzen liegen, seine Wünsche erfüllt sehen würde. Diese Wünsche bewegen sich in allererster Linie in der Richtung einer größeren persönlichen Freiheit, und so können wir häufig beobachten, daß das Kind der besitzenden Kreise, das behütet und betreut wird auf jedem Schritt seines Lebens, das dafür aber auch in der Auswirkung seines freien Willens außerordentlich stark beschränkt wird, daß dieses Kind glühend das Kind ärmerer Schichten beneidet, das vielleicht kaum einen Tag in der Woche satt zu essen bekommt, das aber dafür tun und lassen kann, was es will. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß nicht eine Erziehung, eine Bändigung und Leitung des kindlichen Lebens und auch eine gewisse Einschränkung seiner Individualität notwendig wären. Es soll damit nicht gesagt sein, daß die völlige Freiheit, wie sie aus mangelhaften erzieherischen Interessen häufig dem weniger umsorgten Kinde zuteil wird, ein Erziehungsideal wäre. Aber wir müssen uns klar darüber sein, daß aus der Beschränkung der kindlichen Freiheit, so notwendig sie auch sein mag, für das Kind ein Minderwertigkeitsgefühl und damit eine stete Quelle des Unbefriedigtseins, der Unlust und des Unglücks entsteht.

Selbstbildnisse badischer Künstler

Nach der professional damit beschäftigten Jury und den kritisch Dressierten hat nun auch das große Publikum sein Urteil zum staatlichen Wettbewerb gesprochen; und das jetzt bekanntgewordene Resultat zu der an die Ausstellungsbesucher gerichteten Frage, welches Bild, welche Plastik und Graphik sie nun eigentlich für das Beste hielten, gibt immerhin zu einigen Bemerkungen Anlaß. Denn es konnte fast scheinen, als sei nun eine kleine Minorität durch eine über-große Majorität vollkommen desavouiert. Unter den diesmal mit einer Preissumme Bedachten — Carl Vode erhielt von dem privat gestifteten Geld die Hälfte, Herrn Föry und Eugen Segewitz je ein Viertel — ist nämlich kein einziger der früheren Preisträger, aber auch von den an Stimmzahl Nächsten (Birnstroß, Zillenscher, Dertel, Gebhard, Gutmann, Hofmann und Lotter) gehörten nur G. Eichrodt und Joh. Schmidt zu den ehemals schon ausgezeichneten. Das mag vielleicht höchst sonderbar anmuten und könnte fast zu erneuter Diskussion reizen, wenn dabei nicht schon immer vorgekommen wäre, und wenn sich nicht wieder einmal deutlich zeigte, daß das Publikum eben von ganz anderen Gesichtspunkten künstlerische Dinge zu beurteilen pflegt als die Jünglinge und handwerklich Orientierten. Ihm war stets eine schöne Außen-schleife wichtiger und jedenfalls lieber als ein Werk, das eine problematische Auseinandersetzung erforderte, verhaft dagegen alles, was irgendwie nach grafischer Entzierung oder gar nach Fortschritt roch. Nach dieser Richtung konnte also seine Entscheidung kaum anders lauten.

Wir werden übrigens zu der Tatsache, daß es in manchen Kreisen Unwillen erregt hat, weil durch die erste Prämierung badische Mittel angeblich einem ausländischen Künstler zugute gekommen seien, von befreundeter Seite darauf aufmerksam gemacht, daß dieser seit 24 Jahren hier in Karlsruhe anässig ist und auch an der damaligen Kunstakademie studiert hat. Er ist heute durch politische Verhältnisse zwangsläufig allerdings staatenlos geworden; doch scheint auch uns dies kein Grund, ihm, wenn schon er nicht den badischen, so doch den in Baden lebenden Malern wenigstens zuzugestehen ist, die Gleichberechtigung mit seinen malenden Kollegen zu verjagen.

G. Sch.

Karlsruher Konzerte

Auf dem früher schon erwähnten französischen Mehl-Moor-Flügel, dem übrigens nach dem gleichen zweimanualigen System nun auch die deutsche Firma Weichstein ein nicht minder vollkommenes Instrument hat folgen lassen, gaben

Emma Darmstadt-Stern und Georg Darmstadt einen Bach-Abend. Wieder war man erstaunt, welche Höchstleistung im Klavierbau dieses neue Flügelmodell darstellt, und abermals fand man die hier schon vor Jahresfrist geäußerte Meinung bestätigt, daß nicht etwa auf Kosten der Klangschönheit dabei experimentiert wurde, sondern daß gerade diese eine erhebliche Verbesserung erfahren hat. Da natürlich die jetzt möglichen Klavierleistungen ganz dem Geschmack des Spielenden überlassen bleiben und es selbst bei Bach schwer zu entscheiden ist, ob sie nun wirklich überall im Sinne des Autors angewandt werden oder nicht, setzt dies bei dem Interpreten erhöhte Kenntnis des betreffenden Bestandes voraus. Man darf es Emma Stern-Darmstadt, der tüchtigen Pianistin und bewährten Lehrerin des Mannischen Konservatoriums, daher als ein besonderes Verdienst anrechnen, daß sie in dieser Beziehung sehr feinsinnig die Grifftchnik des Instrumentes, die zwar an sich eine erhebliche Erleichterung bedeutet, aber doch gründlich studiert sein will, meistert. Vor allem schien uns das von ihr für Klavier über-tragene Orgelstück (Präludium und Fuge A-Moll) voll auf die Erwartungen zu erfüllen, die wohl den Erfinder selbst zur Konstruktion seines Flügels anregten. Nicht minder hob sie zusammen mit Georg Darmstadt (Violine) infolge äußerst defektiver Ausarbeitung zwei Sonaten (A-Dur und H-Moll) auf eine Stufe, die man absolut „konzertfähig“ bezeichnen und ihrer konzessionslosen Sachlichkeit wegen auch echt bachisch nennen konnte. Jedenfalls offenbarte der Abend in der gefunden und doch kultivierten Art, wie er ohne kleinlich-akademische Tüftelerei und bei Vermeidung jeglicher spielerischen Effekthascherei die schwierigen Meisterwerke klänglich zu bändigen und großartig aufzutürmen suchte, ein ordentliches Maß künstlerischer Berufung, das für die Zukunft der beiden Ausübenden viel Gutes verheißt. Es gab heraldischen Beifall und schöne Blumenpenden.

G. Sch.